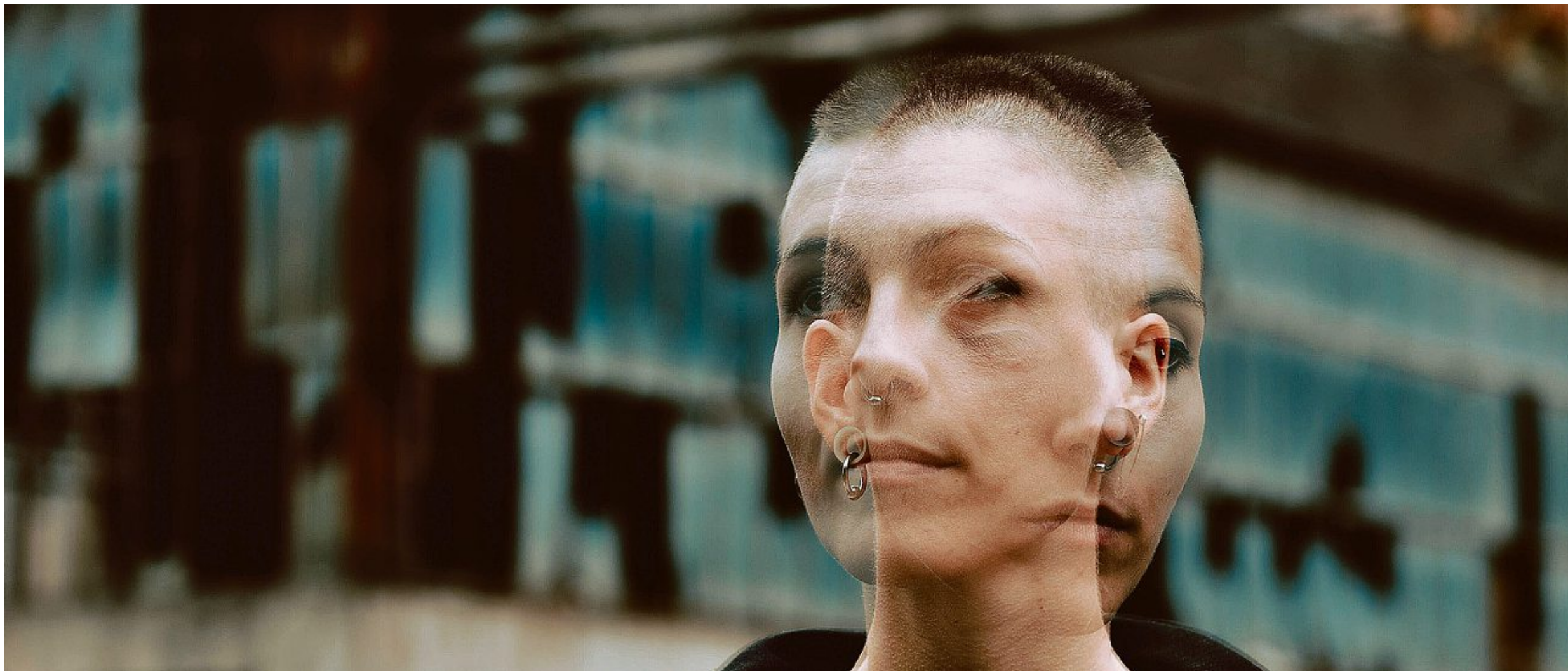


Gesundheit



Aus psychologischer Perspektive wird davon abgeraten, sich eine Altersgrenze zu setzen, bis zu der man entscheiden möchte, ob man Kinder bekommen will.

IMAGO/ALBERTO MENENDEZ

Soll ich oder soll ich nicht?

Frauen, die sich gegen das Muttersein entscheiden, sehen sich oft gesellschaftlich stigmatisiert. Gewollte Kinderlosigkeit ist kaum erforscht

MIRAY CALISKAN

Es heißt: Kinder machen glücklich. Kinder zu bekommen, sei der einzige wahre Sinn des Lebens. Wer sich gegen sie entscheidet, wird ein einsames, leeres Leben führen und vor allem: die Entscheidung im Alter bereuen. Die Gesellschaft hält keine schönen Aussichten für Frauen bereit, die gewollt kinderlos sind. Wer sich gegen das Muttersein entscheidet, gilt vielen heutzutage immer noch als irgendwie unnatürlich, unfertig, für manche haben solche Frauen gar etwas Bedrohliches an sich. „Es ist ein starker Emanzipationsprozess, zu sagen: Ich bestimme über meinen eigenen Körper, über meine eigene Zukunft und auch darüber, den Beitrag, der von mir als Frau erwartet wird, nicht zu leisten“, sagt Fiona Kalkstein, die an der Freien Universität Berlin Psychologie studiert und an der Universität Duisburg-Essen promoviert hat. „Mit dieser Entscheidung nehmen sich Frauen dasselbe Recht heraus wie Männer und machen sich unabhängig. Damit kommen viele andere nicht zurecht.“

Angst vor Kontrollverlust

Gewollte Kinderlosigkeit ist kaum erforscht, es gibt also kaum verlässliche, wissenschaftliche Studien, auf die man sich beziehen kann, betont Kalkstein – so ist die Lebensentscheidung auch in Zahlen kaum zu erfassen. Der Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes 2018 hat ergeben, dass die Kinderlosenquote der Frauen im Alter zwischen 45 und 49 Jahren bundesweit 21 Prozent betrug. Besonders hoch war sie damals mit 31 Prozent in Hamburg und 27 Prozent in Berlin. Die Kinderzahl stabilisierte sich bei den ab 1964 geborenen Frauen je Frau bei knapp 1,6. Der Mikrozensus umfasste 850.000 Befragte zwischen 17 und 75 Jahren.

Die israelische Soziologin Orna Donath untersuchte im Rahmen einer wissenschaftlichen Studie das Phänomen „regretting motherhood“, also das Bereuen der Mutterschaft. Sie befragte 23 israelische Mütter zwischen Mitte 20 und Mitte 70. Diese waren geschieden, in einer festen Partnerschaft, manche hatten ein Kind, andere mehrere. Fast alle stammten aus der Mittelschicht. Auf die Frage „Wenn Sie in der Zeit zurückreisen könnten – mit all dem Wissen und der Erfahrung von heute –, würden Sie dann noch

einmal Mutter werden?“ antworteten sie alle mit Nein.

Sie liebten ihre Kinder, aber die Mutterschaft gehe für sie mit einem Verlust des Selbst und der Zeit sowie des Verlusts des Gefühls von Freiheit und Kontrolle einher, hat Donath die Ergebnisse im Journal of Women in Culture and Society aus dem Jahr 2015 zusammengefasst. Das Gefühl von Reue verspürten die Frauen nicht nur in den ersten schwierigen Monaten und Jahren nach der Geburt, was als postnatale Depression abgetan werden könnte, sondern bis weit ins Erwachsenenalter der Kinder hinein. „Die gesellschaftliche Anmaßung“, so schreibt es die Soziologin, „dass jede Frau Mutter werden möchte, oder irgendwann in ihrem Leben Mutter werden muss, ist tief verwurzelt.“

Diesen Druck erkennt auch Kalkstein. „Soziologisch und psychologisch betrachtet, gilt Mutterschaft als Kernbestandteil von Weiblichkeit“, sagt die Psychologin, die zu den Themen Klasse, Geschlecht und Intersektionalität geforscht hat. Die Gebärfähigkeit der Frau und auch ihre prinzipielle biologische Fähigkeit, das Kind zu nähren, sei historisch betrachtetet auch ein Legitimierungsgrund gewesen, die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen nach der Aufklärung beizubehalten. „Frauen standen für das Emotionale und Naturverbundene und waren Männern untergeordnet, die das Rationale und Kulturelle repräsentierten“, so Kalkstein. Männlichkeit sei nicht so eng verwoben mit Vaterschaft. „All das sind Hinterlassenschaften, die sich zwar gewandelt haben, aber die wir noch heute nicht ganz überwunden haben.“

In den vergangenen 20 Jahren habe es familienpolitische Maßnahmen gegeben, um Karriere und Familie leichter zu vereinbaren. „Die Maßnahmen waren stark auf Akademikerinnen gerichtet“, so Kalkstein. Diese ohnehin nationalistisch geprägte Besorgnis laute nicht: Frauen bekommen zu wenige Kinder, sondern: deutsche Akademikerinnen bekommen zu wenige Kinder. Das erkennt man nicht zuletzt daran, dass im Mikrozensus Frauen mit einem akademischen Bildungsabschluss – Bachelor, Master, Diplom und Promotion – gesondert ausgewertet werden.

Dabei geht es gar nicht um Karriere, sondern um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie per se. „Mütter in der lohnabhängigen Unter- oder Mittelschicht sind auch heute

nicht in der Lage, finanziell unabhängig zu sein“, sagt die Psychologin, die ihre Doktorarbeit zu diesem Thema geschrieben hat.

Mütter würden zu Zuverdienerrinnen – das sei das hauptsächlich praktizierte Modell in der Gesellschaft. Was auch zu selten thematisiert werde, sei die unbezahlte Reproduktionsarbeit, die Mütter zusätzlich leisten müssen: Essen kochen, zu Elternabenden gehen, Hausaufgaben machen, die Fürsorgearbeit, die mit der Kindeserziehung einhergeht. „Was würde passieren, wenn man diese ganze Arbeit entlohnen müsste?“, fragt Kalkstein, wie es auch Psychologin Indira Konstantiniuk im Interview mit der Berliner Zeitung zum

unwichtig? Gleichzeitig weiß Heti, dass Mütter in der Gesellschaft auch allein gelassen werden, also scheinbar auch nicht wichtig sind. Ihr Fazit: Mütter fühlen sich wie Verbrecherinnen – und Kinderlose auch.

Das Thema „gewollte Kinderlosigkeit“ werde nur unter heterosexuellen Paaren zum Stigma gemacht, fügt Fiona Kalkstein an. Der Grund: Die Gesellschaft wolle die Kern- und Kleinfamilie als heterosexuelle Norm und Institution aufrechterhalten. Homosexuellen Paaren werde der Wunsch, eine Familie zu gründen, dagegen möglichst schwer gemacht. Auch für das Problemfeld „alternde Gesellschaft“ gebe es alternative Lösungen: „Es

Frauen wie eine Pistole vor die Brust gehalten, beschreibt die Soziologin Donath. Aber nicht jede wachse automatisch, einer linearen Entwicklung gleich, in einen Kinderwunsch hinein.

Als Psychologin rät Kalkstein klar davon ab, sich eine Altersgrenze festzumachen, bis zu der man zumindest für sich selbst wissen will, ob man Kinder bekommen möchte oder nicht: „Damit würde man einen psychologischen Druck reproduzieren, den die Gesellschaft ohnehin um einen herum aufbaut.“ Wenn man sich heute nicht vorstellen kann, Mutter zu werden, könnte die Entscheidung in ein paar Jahren ganz anders aussehen – und das sei in Ordnung. Die Reproduktionsmedizin lässt, zumindest wenn es um die tickende biologische Uhr geht, inzwischen mehr Freiheiten zu.

Orna Donath sagte im taz-Interview, dass zwischen Zustimmung und Wollen unbedingt unterschieden werde müsse: Frauen stimmen zu, Mutter zu werden, wollen es aber oft nicht. Wieder andere werden vor die Wahl gestellt, entweder Kinder zu bekommen – oder etwa den Partner oder die Partnerin zu verlieren. Ist die Entscheidung (sich für oder gegen ein Kind zu entscheiden) etwas völlig Persönliches, oder sollte die Partnerin oder der Partner eine Rolle spielen? „Es ist eine gemeinsame Entscheidung“, sagt Kalkstein.

Wenn man bei einer so wichtigen Lebensfrage keinen Kompromiss finde, sei es aus psychologischer Perspektive sinnvoll und legitim, sich zu trennen und sich eine Partnerin oder einen Partner mit ähnlicheren Bedürfnissen zu suchen. „Allerdings gibt es auch heute viele Partnerschaften, die nicht auf Augenhöhe sind. Es kann also passieren, dass der Mann auf seine Partnerin Druck ausübt – oder umgekehrt.“

Natürlich gebe es viele Mütter, die das Muttersein erfüllt und glücklich macht, wo die Anstrengung ausgeglichen wird durch das Glück, das sie empfinden. „Das eigentliche Problem ist, dass man Frauen, auf die dieser Lebensweg nicht zutrifft, pathologisiert“, so Kalkstein. Die frühe Psychoanalyse und auch die heutige Psychologie hätten einen nicht unwesentlichen Anteil daran gehabt, Frauen ohne Kinderwunsch zu pathologisieren. Mit Frauen, die keine Mütter werden möchten, stimmt etwas nicht – das dachten

früher auch Psychologen. Das wandle sich langsam.

Der Wunsch an Frauen, Mutter zu werden, habe einen starken Appellcharakter, betont Kalkstein. Gegen den Strom zu schwimmen, bedeute oft, sich rechtfertigen zu müssen. Helfen könne es, in der eigenen Familie und im Freundeskreis über das eigene Unbehagen, das mit dem Thema gewollte Kinderlosigkeit einhergeht, den psychischen Druck und die Ängste, verstärkt zu sprechen. Sicher gebe es Personen im Umfeld, die sich vielleicht von sich aus selbst nicht trauen, laut zu sein und die deswegen nicht direkt sichtbar sind. Aber es gibt sie. „Wenn man solche Menschen gefunden hat, sollte man sie auch halten und solidarische Bündnisse aufbauen“, so die Psychologin weiter.

Mehr Zeit für andere Dinge

Sollte man also Kinder bekommen, um das Versäumnis später nicht zu bereuen? „Ich glaube nicht, dass die Angst davor, etwas zu bereuen, ein gutes Motiv oder eine gute Motivation sind“, sagt Kalkstein. So banal es klinge: Jede Entscheidung für etwas sei immer eine Entscheidung gegen etwas anderes. Es gebe kein Richtig oder Falsch. Ein Leben ohne Kinder sei kein besseres oder schlechteres. „Eine Frau kann all das machen, was ein kinderloser Mann heute auch machen kann: Sie kann sich für oder gegen ein Kind entscheiden.“

Kinderlose Frauen gingen in der Regel mehr Stunden in der Woche ihrem Beruf nach, leisteten dadurch ebenfalls einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag. Auch hätten sie häufig mehr Zeit für andere Dinge und könnten sich auf anderem Wege kulturell, politisch oder sozial engagieren. „Häufig bleibt auch mehr Zeit für Freundschaften. Auch so kann man das Leben füllen. Ich denke nicht, dass man Angst davor haben muss“, sagt die Psychologin.

Gleichzeitig sei es sehr wichtig, die belastende Situation von Müttern zu verbessern, die nach wie vor überwiegend die Sorge- und Erziehungsarbeit des Kindes stemmen und damit allein gelassen würden. Viele familienpolitische Maßnahmen zur Verbesserung von Vereinbarkeit hätten die Situation von Nicht-Akademikerinnen kaum verbessert.

AUFRUF

Liebe Leserinnen und Leser, haben Sie sich als Frau, Mann oder gemeinsam als Paar für ein Leben ohne Kinder entschieden? Was sind Ihre Beweggründe, wie geht Ihr Umfeld damit um? Oder bereuen Sie es möglicherweise, Mutter oder Vater geworden zu sein? Wir interessieren uns für Ihre Geschichten. Auch wenn Sie nicht betroffen sind, können Sie Ihre Meinung mitteilen.

Schreiben Sie uns an: gesundheit@berlinerzeitung.de

Thema „Mental Load in der Mutterschaft“ vorgeschlagen hatte. „Auch wenn eine Entlohnung in nächster Zeit nicht absehbar ist, muss die Reproduktionsarbeit gleichberechtigt auf Frauen und Männer aufgeteilt werden“, findet Kalkstein.

Selbst wenn eine Mutter beschließt, Vollzeit in ihren Beruf zurückzukehren, werde ihre Entscheidung sanktioniert, weil sie unter einem starken gesellschaftlichen Rechtfertigungsdruck stehe – ganz anders als Väter, so die Psychologin weiter. Eine Frau, die kein Kind hat, schreibt auch die kanadische Autorin Sheila Heti in ihrem Bestseller-Roman „Mutterschaft“, wird mit der gleichen Vorwurfshaltung bedacht wie ein erwachsener Mann, der keine Arbeit hat. Als müsse sie sich für etwas entschuldigen.

Nicht zwingend positiv

Sie schreibt weiter: „Was tut eine Frau, die keine Mutter ist, das wichtiger wäre als das Muttersein? Darf man überhaupt so was sagen – dass es für eine Frau Wichtiges geben könnte als das Muttersein?“ Und werde sie mit der Entscheidung, keine Kinder zu bekommen,

gibt unglaublich viele junge Menschen auf dieser Welt, die gerne nach Deutschland kommen möchten, um zu arbeiten, sich auszubilden oder zu studieren. Auch so könnte man gegen die Veralterung vorgehen“, so die Psychologin.

Verschiedene soziologische Studien belegen, dass Kinder sich nicht zwingend positiv auf die Lebenszufriedenheit ihrer Eltern auswirken, wie es zum Beispiel Forschende vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung schreiben, oder kaum Unterschiede zwischen gewollt kinderlosen Paaren und Paaren mit Kindern zu erkennen sind, wie es in der Zeitschrift Reproduktionsmedizin erschienenen Studie heißt. Andere Experten und Expertinnen berichten, dass sich Kinder in ärmeren Ländern sogar negativ auf das Wohlbefinden auswirken können.

„Es muss eine mediale Aufmerksamkeit und vor allem eine mediale Korrektur dahingehend geben, dass Frauen, die sich bewusst gegen Kinder entscheiden, durchaus glücklich damit sind“, sagt Fiona Kalkstein. Die spätere Reue, falls sie keine Kinder bekommen, werde



JETZT HÖREN AUF
BERLINER ZEITUNG.DE